



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentzsch, Carl: Friedrich Nietzsche : (Schluß). 6

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Friedrich Nietzsche

Von Carl Zentseh

(Schluß)

6



n seinen jüngern Jahren, wo sich sein Widerwille gegen manche gegenwärtigen Erscheinungsformen des Christentums noch nicht in den Haß gegen das Christentum selbst verirrte, sah Nietzsche wohl im Christentum den endgiltigen Durchbruch des Dionysischen in der Weltgeschichte und im Johannesevangelium seine schönste Blüte, in Homer, Sophokles, Johannes die drei Stufen dionysischer Heiterkeit, worin die doppelte Wahrheit liegt, daß die griechischen Mysterien eine Vorstufe und Vorahnung der echten, der christlichen Mystik gewesen sind, und daß das Johannesevangelium ganz hellenisch ist; in welchem Grade, das genau darzustellen wäre ein dankbares, aber in unsrer Zeit nicht ungefährliches Unternehmen. Überhaupt deckt Nietzsche auch in solchen Stellen wichtige Wahrheiten und Probleme auf, wo ihn sein Vorurteil zu den ungeheuerlichsten Übertreibungen hinreißt, z. B. in seinen Vergleichen des Neuen Testaments mit dem Alten. Während er diesem gerecht wird und seine Größe anerkennt, findet er jenes kleinlich, unbedeutend und wittert überall darin den Geruch armer Leute, verkümmertener Provinzler. Diesem Vorurteil liegt die Tatsache zu Grunde, daß dem Neuen Testament bei weitem nicht die Zugkraft innewohnt wie dem Alten. Die Prediger täuschen sich, die von der Kraft des göttlichen Wortes und von dem überwältigenden Eindruck der Gestalt des Erlösers so schön zu reden wissen; einer spricht das dem andern nach und versucht dann wohl auch zu empfinden, was ihm vorgesprochen wird. Wenn Schüler, über die der Religionslehrer Zwangsgewalt hat, beim Lesen des Neuen Testaments andächtige Gesichter machen, so beweist das gar nichts. Die ganze Bibel ist freilich ein zu dickes Buch, als daß sie Leute aus dem Volke nicht abschrecken sollte. Aber man zerlege das Alte Testament in seine einzelnen Bestandteile und verteile diese kleinen Büchlein zusammen mit dem Neuen Testament, so wird man die Erfahrung machen, daß manches von den alttestamentlichen Büchern ziemlich häufig, das Neue Testament sehr wenig gelesen wird. Nicht kleinlich ist das Neue Testament, aber fein und geistig,

Grenzboten III 1898

38

vergleichbar der Malerei der Nazarenerschule, und darum nicht ein Buch für jedermann. Woraus dann weiter folgt, daß das Christentum nicht eine Religion für jedermann ist, d. h. das esoterische Christentum, das Christentum der Bergpredigt, des Johannesevangeliums, des Römer- und Galaterbriefes, denn als Kultusgemeinschaft und Anstalt zur Fortpflanzung der allein vernünftigen Metaphysik und der Moralität kann und soll es allerdings universell sein.

Man erinnere sich dessen, was Nietzsche von der Bibel gesagt hat, daß sie in Jahrtausenden nicht ausgeschöpft werde, und daß eine zwingende Autorität dazu nötig sei, ein solches Buch, das erst nach Jahrtausenden seine volle Wirkung ausübt, zu erhalten, vor dem Untergang und vor dem Vergessen zu bewahren. Damit ist das Dasein der christlichen Kirche gerechtfertigt, mag sie sich auch zu Zeiten als eine herzlich schlechte Erklärerin des Buches bewähren, das sie auf bessere Interpreten zu vererben hat. Nietzsche behauptet, ein lebenskräftiges Volk brauche Götter, um ihnen zu danken; überhaupt sei das Vorherrschende der Dankbarkeit, das Zurücktreten der Furcht das Kennzeichen einer vornehmen Religion. Gewiß! Aber was für Götter soll sich denn heute ein Volk schaffen? Das könnten doch nur neue Auflagen von Zeus, Apollon, Dionysos oder Wuotan sein, und denen können wir, die wir bei Plato, Aristoteles, Spinoza, Leibniz, Kant und Hegel in die Schule gegangen sind, doch beim besten Willen unsern Dank nicht mehr abstatten, und dem größeren Teil des Volkes, der ja in den modernen Gedankenkreis hineingezogen ist, würde es auch kaum möglich sein. Es ist eben die Hauptleistung des Christentums, daß es den religiösen Kult mit der in Judäa und Hellas erreichten Stufe der philosophischen Erkenntnis in Einklang gebracht hat. Die moderne Naturwissenschaft hat diese Erkenntnis vollendet, indem sie alle Erscheinungen auf eine Grundursache zurückführt, die alle Wesen zwingt, sich nach einem einzigen, das ganze Weltall beherrschenden Gesetze zu bewegen. Seitdem kann der Denkende nicht mehr Polytheist sein, sondern hat nur die Wahl zwischen dem atheistischen Monismus und dem Monotheismus, und da jener keine Religion zuläßt, so bleibt solchen Gebildeten, die eine Religion für notwendig erklären, nur der zweite übrig. So hat also das Christentum auch in dieser Beziehung im voraus für unsre Zeiten gesorgt. Um dieser durchaus notwendigen Leistungen willen muß man die übeln Wirkungen hinnehmen, die nicht vom Christentum, sondern von der zu seiner Erhaltung und Verbreitung gegründeten Anstalt, der Kirche, ausgehen, und zu denen allerdings die Verlogenheit gehört.

Diese entspringt aus drei Quellen. Erstens aus der, die Hartpole Lecky in seiner Geschichte der Moral ausführlich behandelt hat, aus der Wundersucht, die die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit in der Auffassung der Thatfachen und in der Berichterstattung darüber beeinträchtigt und das Fabuliren, Ausschmücken und Übertreiben nach orientalischer Art in Europa eingeführt hat. Die zweite Quelle ist der den Heiden — und auch den vorexilischen Juden — unbekannt

Dogmenzwang, der die Anhänger jedes Bekenntnisses daran gewöhnt, mit dem Munde zu bekennen, was sie entweder nicht für wahr halten, oder woran sie zweifeln, oder was sie bloß nachsprechen, ohne sich um den Sinn zu kümmern. Die dritte ist der Zwang, sich zu den Grundsätzen einer übermenschlich strengen Moral zu bekennen, die zu befolgen oder überhaupt ernst zu nehmen fast keinem einfällt, sobald er dem jugendlichen Alter entwachsen ist. Diese dritte Quelle des Unheils könnte einigermaßen verstopft werden, wenn man beachten wollte, daß das Christentum, wie vorher schon angedeutet worden ist, eine nur für wenige bestimmte und nur wenigen zugängliche esoterische Religion ist, die jedoch zugleich die Bestimmung hat, auch die Massen der Uneingeweihten zu erheben, vor Fäulnis zu bewahren und ihr Dasein zu ordnen. Christus selbst hat das so deutlich wie möglich gesagt. Er nennt seine Jünger das Salz der Erde, womit die zweite Bestimmung seiner Stiftung angedeutet ist. Er hat aber auch gesagt, daß der Weg zum Himmel schmal sei, und daß nur wenige darauf wandelten, und er hat oft das Wort wiederholt: Viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Zunächst hat das den Sinn, daß von denen, die dem Rufe der Heilsboten folgen, nur wenige echte Jünger werden; nachdem aber dann die äußerliche Heilsanstalt eine Sache der weltlichen Politik geworden ist und mit dem Schwerte verbreitet wird, sodaß die nicht Eintretenden ausgerottet und alle Nachkommen der zwangsweise bekehrten zwangsweise in der Kirche festgehalten werden, da ist die Möglichkeit, daß alle Namenschristen oder auch nur ihre Mehrzahl wirklich Christen sein könnten, von vornherein ausgeschlossen. Die Renaissancepäpste mit ihrer fidelem Klerisei, die blutdürstigen finstern Puritaner, die spanische, die schwedische und holländische Soldateska der Religionskriege, und die Herren vom Bunde der Landwirte sind sehr verschiedene Spezies des Genus Christ, aber zweierlei ist ihnen allen gemeinsam: erstens sind sie allesamt stramme Vertreter des Namenschristentums, und zweitens sind sie allesamt so weit entfernt vom Geiste der Bergpredigt, daß es nur ein blasphemischer Possendichter unternehmen könnte, sie als dieses Geistes Verkörperung darzustellen. Auch die linke Wange darbieten, wenn man einen Schlag auf die rechte bekommen hat, dem, der einem im Prozeß den Rock nehmen will, auch noch den Mantel lassen, dem Mammon absagen, ausschließlich nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten und die Seligkeit in der Armut, in der Sanftmut und im Leiden um der Gerechtigkeit willen suchen — das soll einer den kampflustigen germanischen Helden des Zirkus Busch einmal zumuten!

Xenophons Cyropädie enthält eine wunderbare Stelle, die einen Fingerzeig giebt, wie die Schwierigkeit für die christliche Pädagogik — zwar wohl nicht ganz aufgehoben, aber doch bedeutend gemildert werden könnte, namentlich mit Beziehung auf das Gebot der Feindesliebe. Der Vater bereitet den Cyrus auf den bevorstehenden Krieg vor und sagt ihm unter anderm, wer

im Kriege die Oberhand behalten wolle, der müsse auch seine Gedanken verbergen, müsse wacker täuschen, betrügen, stehlen und rauben können. Cyrus ruft lachend aus (bei Xenophon wird sehr viel gelacht, und nie bei unpaffender Gelegenheit; ein Beweis für die geistige Gesundheit seiner Volksgenossen): Guter Gott, was für ein Mensch, sagst du, soll ich sein? Der Vater macht ihm klar, daß er ein solcher Lügner, Betrüger und Räuber schon gewesen sei, nämlich auf der Jagd, wo er die Hasen, Hirsche, Wildschweine, Bären und Löwen mit allerlei Listen in seine Gewalt bekommen habe. — Ja, das seien doch Tiere, keine Menschen. — Nun, die Jagd sei nur eine Vorübung für den Krieg, wo dieselben schlimmen Künste gegen Menschen angewandt würden. — Aber gegen Menschen, so seien sie doch als Knaben belehrt worden, müsse man stets wahrhaft, ehrlich und gerecht sein. — Dasselbe sage man ihnen auch heute noch; nämlich gegen Freunde und Volksgenossen müsse man sich so verhalten. — Warum man ihnen das nicht von Anfang an gesagt habe, daß, je nach Umständen, die Pflichten verschieden seien, und daß man dem einen Menschen Gutes, dem andern Übles erweisen müsse? — Es solle, erwidert der Vater, in der That Erzieher gegeben haben, die die Knaben sowohl die Gerechtigkeit als die Ungerechtigkeit lehrten und so weit gingen, ihren Zöglingen zu sagen, auch den Freund dürfe man belügen, betrügen und bestehlen, wenn es zu seinem Besten gereiche. Diese Lehre habe nun natürlich auch praktisch eingeübt werden müssen, dadurch wären aber die von Natur Schlaunen gewohnheitsmäßige Betrüger und Diebe geworden. Deshalb habe man beschloffen, der Jugend die Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit schlechtthin anzubefehlen und sie erst, wenn sie zum Mannesalter gelangt sei, auch im Kriegesrecht zu unterweisen; nachdem sie in der Gerechtigkeit und im Wohlwollen fest geworden sei, habe man wohl nicht mehr zu befürchten, daß sie durch das, was der Krieg fordere, lieblos und ungerecht gegen die Mitbürger werde.*) So rede man ja auch vom Erotischen nicht zu früh mit den Knaben, damit nicht zur heftigen Begierde auch noch die Leichtfertigkeit hinzukomme und sie zu unmäßigem Genuß stachle. Noch merkwürdiger als diese pädagogische Betrachtung Xenophons erscheint mir der Umstand, daß sie bis auf den heutigen Tag ganz unbeachtet geblieben ist. Es geht eben den alten Klassikern wie der Bibel; sie werden viel beräuchert aber wenig gelesen, und wenn gelesen, mit wenig Verstand und Nutzen.

Niezsche hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß er in seiner Feindschaft gegen das, was er für Christentum hielt, rücksichtsloser als andre die Schäden aufgedeckt hat, an denen die Christenheit leidet, und die dadurch

*) Der Cyrus des Xenophon ist dann trotzdem auch im Kriege ein Muster der Humanität. Diesem Ideal haben die Griechen in der Behandlung ihrer Feinde freilich nicht ganz entsprochen, aber solche Greuel, wie sie die Christen in ihren Kriegen an Christen verübt haben, sind bei ihnen niemals vorgekommen.

wahrlich nicht geheilt, sondern täglich nur ärger werden, daß man sie sich hartnäckig verbirgt und jedem, der davon reden will, den Mund verschließt. Und um dem Manne ganz gerecht zu werden, wollen wir noch einen der Aussprüche anführen, aus denen hervorgeht, daß seine Seele von Haus aus dem Geiste des Evangeliums weit mehr verwandt war, als den Adlern, Schlangen, lachenden Löwen und zweibeinigen Bestien des Zarathustra. „Namenlos oder leicht verspottet leben, zu niedrig, um Neid oder Feindschaft zu erwecken, mit einem Kopf ohne Fieber, einer Handvoll Wissen und einem Beutel voll Erfahrungen ausgerüstet, gleichsam ein Armenarzt des Geistes sein, und dem und jenem, dessen Kopf durch Meinungen verstört ist, helfen, ohne daß er recht merkt, wer ihm geholfen hat! Nicht vor ihm recht haben und einen Sieg feiern wollen, sondern so zu ihm sprechen, daß er das Rechte nach einem kleinen unvermerkten Fingerzeig oder Widerspruch sich selber sagt und stolz darüber fortgeht! Wie eine geringe Herberge sein, die niemanden zurückstößt, der bedürftig ist, die aber hinterher vergessen oder verlacht wird! Nichts voraus haben, weder die bessere Nahrung, noch die reinere Luft, noch den freudigern Geist, sondern abgeben, zurückgeben, mitteilen, ärmer werden! Niedrig sein können, um vielen zugänglich und für niemanden demütigend zu sein! Viel Unrecht auf sich liegen haben und durch die Wurmgänge aller Art Irrtümer gekrochen sein, um zu vielen verborgnen Seelen auf ihren geheimen Wegen gelangen zu können! Immer in einer Art Liebe und immer in einer Art Selbstsucht und Selbstgenießens! Im Besitz einer Herrschaft und zugleich verborgen und entsagend sein! Beständig in der Sonne und Milde der Anmut liegen und doch die Lustliege zum Erhabnen in der Nähe wissen! Das wäre ein Leben! Das wäre ein Grund, lange zu leben!“ (IV, 305.) Da haben wir die Bergpredigt und 2. Korinther 6 noch dazu! Und in den Entwürfen zu Zarathustra finden wir (XII, 311): „Chor der Narren, das heißt der Weisen, die froh sind, sich zeitweilig als unwissend und thöricht zu fühlen. Chor der Armen, das heißt der Geringen, Überflüssigen, deren Soch leicht ist, die sich als die Reichen fühlen. Erfüllung der Vorrede des ersten Teils: Ich möchte verschenken und austeilen, bis die Weisen unter den Menschen wieder einmal ihrer Thorheit und die Armen wieder einmal ihres Reichthums froh geworden sind.“

So hat Nietzsche alle Zweifel, Fragen und Widersprüche der modernen Welt in seinem Innern gehegt, ohne eine einzige zu lösen, hat alle Seelennöte des modernen Europäers tiefer als irgend ein anderer empfunden, alle Nöte eines Mannes, der so glücklich ist, von der schlimmsten der modernen Turien, der der Sorge um das tägliche Brot, frei zu sein und sich daher den Luxus gönnen kann, ausschließlich seinen Seelennöten zu leben. Einen Versuch hat er gemacht, diese Nöte zu überwinden, aber die „Morgenröte,“ die er so freudig begrüßte, war nur ein Irrlicht, und Zarathustra, der ihm das Land

der Verheißung zu zeigen versprach, war ein falscher Prophet. Das so betitelte Buch ist ein symbolisches Gedicht, dessen Held alle Seelennöte Nietzsches durchlebt, sich und den Menschen gern helfen möchte und zuletzt als Lösung des Welträtsfels findet, daß die gegenwärtig lebende Menschheit noch nicht das Ziel der irdischen Entwicklung, sondern dazu berufen sei, eine höhere Gattung Wesen zu „züchten,“ den Übermenschen, zu dem sich der jetzige Mensch verhalte, wie zu ihm der Affe und zum Affen der Wurm; dieser jetzige Mensch, der selbst noch zu sehr Affe und Wurm sei, müsse überwunden werden. Was jetzt an Hervorragendem vorhanden ist, das taue alles noch nichts; auch „die höhern Menschen stinken,“ und die Freidenker sind Hanswürste. Nietzsche rühmt sich, mit seinem Zarathustra den Deutschen das tiefste Buch gegeben zu haben. Da hat er wohl tief mit dunkel verwechselt; das Tiefe ist manchmal dunkel — nicht immer, denn das Wasser der tiefen Alpenseen ist durchsichtig, hell und klar —, aber das Dunkle ist durchaus nicht immer tief. In dem tiefsten Buche, der Bibel, ist die Zahl der dunkeln Stellen nicht gar groß, und diese dunkeln läßt man am besten beiseite liegen. Gerade die klaren, deren nächster Sinn ohne weiteres einleuchtet, sind die tiefen, d. h. ihr voller Inhalt wird erst im Laufe der Jahrhunderte ergründet und niemals ganz ausgeschöpft. So z. B. hat jedermann von Anfang an gewußt, was mit dem Ausdruck „ungerechter Mammon“ gemeint ist, aber erst nach achtzehn Jahrhunderten ist die nationalökonomische Wissenschaft dahin gelangt, zu erklären, daß und warum es andern als ungerechten Mammon gar nicht geben könne. Und in allen tiefen Gedichten unsrer großen Dichter ist die Zahl der Stellen sehr gering, von denen ein verständiger Leser sagen müßte: dabei kann ich mir nichts denken. Kommen im zweiten Teile des Faust einige solche vor, so bilden die wahrhaftig nicht das Wertvolle von dem großen Gedicht; vielleicht hat sich der Altmeister selbst nichts dabei gedacht und sich nur den boshaften Scherz gemacht, der Zunft der Kommentarienschreiber Bündel leeren Stroh zum Dreschen hinzuwerfen. Im Zarathustra aber sind die Stellen allzu häufig, an denen sich die gläubigen Verehrer und die tief sein Wollenden verrückt grübeln können, während die verständigen Leser achselzuckend daran vorübergehen; z. B. Seite 19: „Ich sage euch: man muß noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können. Wehe! Es kommt die Zeit, wo der Mensch keinen Stern mehr gebären wird.“ Zarathustra hat ohne Zweifel viele poetische Schönheiten und enthält auch eine Menge beherzigenswerte Wahrheiten, dieselben, die man auch sonst bei Nietzsche findet; aber ein Buch, das den Menschen die Bibel oder auch nur Homer, oder Sophokles, oder Shakespeare, oder Goethe ersetzen, oder auch nur den großen Werken der Weltliteratur eingereicht werden könnte, ist es nicht, denn es ist eine ungenießbare Kuriosität. Vierhundertsechundsiebzig Seiten Rätselbilder, im Prophetentone vorgetragen — das zu lesen, dazu gehört Überwindung. Große Dichter,

die durch Poesie belehren wollten, haben als Einkleidung Menschen gewählt, die wirklich gelebt haben, und Ereignisse, die wirklich geschehen sind, oder Menschen und Ereignisse, die wirklich gelebt haben und geschehen sein könnten. Aber im Zarathustra treten Gestalten auf, die niemals gelebt haben können, und führen auf unirdischen Schauplätzen Begebenheiten auf, die sich niemals ereignen werden; auch Tiere handeln mit. Kurzum, er ist ein Märchen. Nun mag ein großer Dichter in seine größern Werke Märchen einstreuen, aber einem dicken Buche die Form eines Märchens geben und erwarten, daß es eines der großen Bücher werden werde, die durch die Jahrhunderte leben und wirken, das ist eine arge Selbsttäuschung. Ein reiches Buch ist der Zarathustra; er enthält den Stoff zu vielen Büchern, die sehr schön und nützlich werden könnten. Schade, daß Nietzsche keins davon geschrieben hat. Er sagt einmal, Lessing habe sein bestes Buch, das Buch, das zu schreiben er eigentlich berufen war, nicht geschrieben. Ob das von Lessing wahr ist, weiß ich nicht, aber von Nietzsche gilt es. Es gehört zur Tragik seines Lebens, daß sich seine Arbeit in Aphorismen und in mystische Träumereien verloren hat, während er ein wissenschaftliches Werk ersten Ranges und ein Kunstwerk ersten Ranges hätte schaffen können. Daß er zum ersten befähigt war, beweisen seine Geburt der Tragödie und das posthum veröffentlichte Bruchstück der Geschichte der altgriechischen Philosophie; seine poetische Gestaltungskraft aber wird außer im Zarathustra in seinen Gedichten und in der dramatischen Einkleidung der Vorträge über die Zukunft unsrer Bildungsanstalten sichtbar.

Was nun den Hauptpunkt der Lehre betrifft, die Zarathustra vorträgt, so ist zunächst die Ansicht abzuweisen, die eine Vorstufe dazu ist, daß das Volk nur um der paar großen Männer willen da sei, die es hervorbringt. „Das Volk ist der Umschweif der Natur, um zu sechs, sieben großen Männern zu kommen“ (VII, 102). Die Modernen thun sich soviel darauf zu gute, daß sie den „anthropozentrischen“ Standpunkt überwunden haben und sich nicht mehr hochmütig einbilden, das Rindvieh sei um des Menschen willen da, während doch der Ochse so gut wie der Affe des Menschen gleichberechtigter Bruder sei; und hier lehrt nun einer von ihnen, daß auch nicht einmal der durchschnittliche Mensch um seiner selbst willen da sei, sondern nur für die wohlgeratensten Exemplare seiner Gattung. Was hätte denn der große Mann als Selbstzweck für einen Sinn, wenn alle andern Menschen nur Mittel für ihn wären?*) Worin besteht denn seine Größe? Doch wohl darin, daß er

*) Hier ist das Mittel sein in einem andern Sinne zu verstehen wie in dem im ersten Artikel angeführten Ausspruche Treitschkes. Was dessen Ansicht anlangt, so hat schon Schmoller dagegen eingewandt, daß gerade die größten Geister nur ein bescheidenes Maß an irdischen Gütern bedürfen, und daß sich ihretwegen wahrhaftig nicht Tausende von Arbeitern zu Tode zu plagen brauchten. Ob die, die solche Opfer fordern, z. B. die ungarischen und die italienischen Grundbesitzer, „höhere Menschen“ sind, mögen solche entscheiden, die sie näher kennen.

die Gedanken und Bestrebungen vieler zusammenfaßt, und daß diesen vielen andern seine Gedanken und Bestrebungen zu gute kommen, entweder indem sie von ihm belehrt werden, oder indem sie die Erzeugnisse seiner Kunst genießen, oder indem sie von ihm, wenn er ein Staatsmann, oder ein Feldherr, oder ein Erfinder ist, praktischen Nutzen ziehen, d. h. also, er ist groß, nur sofern er den Kleinern dient, sich als Mittel für deren Zwecke darbietet. Ein großer Mann als ein Stern, der niemand strahlt, ist ein undenkbarer Gedanke; nicht einmal Gott vermögen wir uns so zu denken; nur als Schöpfer ist er unsrer Vorstellung einigermaßen zugänglich. So bricht diese ganze stolze Weisheit zusammen vor dem schlichten Sprüchlein der Bibel: „Der Reiche und der Arme begegnen sich: Gott hat sie für einander geschaffen.“ Was vom Reichen und vom Armen gilt, das gilt vom Herrscher und vom Unterthan, vom Genie und vom Alltagsmenschen und von allen übrigen Gegensätzen unter den Menschen. Immerhin war bei dieser Auffassung, da doch jedes Jahrhundert einige große Männer hervorbringt, der Zweck jedes Geschlechts von Menschen noch in dieses selbst verlegt. Nach dem Zarathustra aber sollen alle Menschen, die bisher gelebt haben, nur dazu da gewesen sein, höhere Wesen zu züchten, von denen aber der Verfasser keine Vorstellung zu geben vermag. Die Ungereimtheit der beiden Gedanken, die in diesem einen enthalten sind, nämlich des Begriffs eines vollkommenen Menschen, der etwas andres und höheres wäre, als die großen Männer, die wir kennen, und des Gedankens, daß diese oder irgend eine Art von Menschen planmäßig gezüchtet werden könne, habe ich so oft nachgewiesen, daß ich darauf nicht mehr zurückzukommen brauche. Man sieht aus den in den letzten Bänden herausgegebenen Vorarbeiten zu seinen Werken, namentlich aus den Entwürfen zu Zarathustra, wie sich Nietzsche abgequält hat, einen Begriff von dem zu gewinnen, was er in seinem dunkeln Drange ersehnte, wie es ihm aber nicht gelungen ist. Er hat ja recht, wenn er den Philosophen, den Künstler und den Heiligen als die höchsten Lebensformen des Menschen bezeichnet — er hätte auch noch den großen Staatsmann und Gesetzgeber, den großen Erfinder und Entdecker beifügen können —, aber Philosophen, Künstler, Heilige, Staatsmänner und Entdecker hat die Vergangenheit genug hervorgebracht, und wir dürfen schon froh sein, wenn sie die Zukunft in gleicher Zahl und Größe hervorbringt. „Die körperliche Stärke soll auf der Seite des größten Gedankens sein. Der höhere Geist an einen schwächlichen nervösen Charakter gebunden — ist zu beseitigen. Ziel: Höherbildung des ganzen Leibes und nicht nur des Gehirns. Die Stärksten an Leib und Seele sind die Besten — Grundsatz für Zarathustra. Aus ihnen die höhere Moral, die des Schaffenden: den Menschen nach seinem Bilde umzuschaffen.“ So lesen wir XII, 211. Alles ganz gut. Aber mit starkem Leibe und starkem Geiste kann man ein schlechter Charakter sein, und den will ein Zarathustra=Nietzsche doch auch nicht. Und außerdem läßt sich

die Natur in ihrem Walten beim Zeugungsakte nicht zwingen. Alle vernünftigen Eltern wünschen, daß ihre Kinder an Leib und Geist recht kräftig ausfallen möchten, aber kein Wünschen und keine noch so gewissenhafte Meidung jedes bewußten Verschuldens sichern den Erfolg. Manchmal gerät der Leib stark und der Geist schwach, manchmal der Geist stark und der Leib schwach. Und die großen Genies haben meistens mittelmäßige, manchmal ungeratne Kinder, und der Fall, daß der Sohn eines Großgeistes wieder ein Großgeist gewesen wäre, ist meines Wissens überhaupt noch nicht da gewesen, womit allein schon alle Züchtungsphantastereien abgethan sind. Es scheint, daß Großgeister nur von Eltern gezeugt werden können, die ausgeruhte Gehirne haben und eben deswegen keine Großgeister sind, und daß die Großgeister eben deswegen, weil ihre Gehirne übermäßig angestrengt werden, keine sonderlich bedeutenden Söhne zeugen können. Es ist auch fraglich, ob die höchsten Grade geistiger Feinheit mit höchster Körperstärke vereinbar sind, und ob es möglich ist, daß ein Gelehrter, der mit ungeheurer Arbeit eine gewaltige Lebensaufgabe zu vollbringen hat, selbst bei angeborener guter Körperanlage ein Herkules oder Apollo werden oder bleiben kann.

Kurz vor der zuletzt erwähnten Stelle hat er bemerkt, daß heute zwei entgegengesetzte Bewegungen thätig seien, die nivellirende, die auf allgemeine Mittelmäßigkeit abziele, und die feine, die die Gegensätze verschärfe und die Klüfte vertiefe. Jene erzeuge den letzten Menschen, diese den Übermenschen. Es sei nicht das Ziel, die zweite Art Menschen als Herren der ersten aufzufassen, vielmehr sollen beide Arten möglichst getrennt neben einander leben, die zweiten sollen sich wie epikuräische Götter um die ersten gar nicht kümmern. Ein vollkommen unsinniger Gedanke! Womit würden sich diese Halbgötter wohl die Zeit vertreiben, und wovon würden sie leben? Schon drei Seiten weiter findet er denn auch, daß die Übermenschen nicht ohne Sklaven bestehen könnten, daß sie also die Herren der andern Menschenart würden sein müssen. Und daran schließt sich ein sehr schöner Gedanke: „Die Arbeiter sollen einmal leben wie jetzt die Bürger, aber über ihnen die höhere Kaste, sich auszeichnend durch Bedürfnislosigkeit: also ärmer und einfacher, doch im Besitz der Macht.“ Also keine Borgias, sondern antike Philosophen oder christliche Heilige! Was Männer wie Nietzsche am heutigen Leben ganz besonders anwidern muß, das ist sein vollendeter Gegensatz zu jenen beiden Idealen. Im klassischen Hellas und im Neuen Testament gilt die Persönlichkeit, sonst nichts. Sokrates ist der Abgott der vornehmsten Jünglinge, obwohl er in einem schmutzigen, geflickten Mantel einhergeht und der ärmste der Athener ist, und Epaminondas, der größte Feldherr seiner Zeit und von allen Griechen wie von den Barbaren gleich verehrt, kann das Haus nicht verlassen, wenn sein Obergewand gewaschen wird, weil er kein zweites hat. Der Mann, der heute in Staat und Gesellschaft gilt, ist ein Wust von Häusern, Prunkgeräten, Herren- und Damen-

kleidung, Wertpapieren, Orden, Titeln, Better- und Schwägerschaften, einflußreichen Beziehungen, gesellschaftlichen Umgangsformen. In diesem Wust kann eine Persönlichkeit stecken, die sich aller dieser Dinge zu vernünftigen und guten Zwecken zu bedienen weiß, wenn es ihr auch schwer genug wird, sich darin zu behaupten; aber steckt keine darin, ist der Träger des Aufpuges nur ein Holzstock, ähnlich denen, die in den Schaufenstern die „Costümes“ tragen, so schadet's auch nichts; der Inhaber des Krams genießt denselben Grad von Ehre bei Lebzeiten wie bei seinem prunkvollen Begräbnis. Auch von dieser Seite gesehen, erscheint das Christentum, nämlich das Christentum des Neuen Testaments, als die Vollendung des Hellenentums. Es besteht gar kein Gegensatz zwischen den beiden; ein Gegensatz besteht nur zwischen der antik-christlichen und der modernen Welt. Ein Professor der Nationalökonomie, ich will ihn nicht nennen, hat denn auch richtig herausgefunden, daß es der antik-christlichen Welt an der wahren und echten Sittlichkeit gefehlt habe, weil sie den Wert des Reichthums nicht anerkannt habe; auf die höchste Stufe der Sittlichkeit habe sich erst unsre heutige Zeit geschwungen, die den Mammon gebührend würdige. Und die läßt ja auch in dieser Beziehung wirklich nichts zu wünschen übrig. Aber Nietzsche sehnte sich aus diesem Wust und Prunk heraus zur antiken Einfachheit und schlichten Größe zurück und verstieg sich, da er keine großen Menschen fand, in die großen Berge von Sils-Maria und in Zarathustraträume; er übersah dabei namentlich, daß dem Übel durch Züchtung eines höhern Menschen, selbst wenn sie möglich wäre, nicht abzuhelfen sein würde, sondern daß dazu eine Vereinfachung unsrer gesellschaftlichen Verwicklungen erforderlich wäre.

Seine Schwester versichert uns, daß es rein körperliche Ursachen sind, die sein Gehirn zerstört haben, und ich glaube es, aber auch ohne Morphium würde er in der Gefahr des Wahnsinns geschwebt haben. Wenn ein Mann so klar, so folgerichtig denkt wie Nietzsche und anstatt seine Thätigkeit nach außen zu richten sich in sein Inneres verböhrt, dann muß ihn der Atheismus wahnsinnig machen. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen ist glücklicherweise — so drückt sich Nietzsche selbst einmal aus — gedankenlos und oberflächlich. Dadurch wird es möglich, daß sich der gläubige Biedermann, den sein orthodoxer Kirchenglaube eigentlich ins Trappistenkloster treiben müßte, seinen guten Tropfen schmecken lassen und in lustiger Gesellschaft ein Bächlein annästen kann, und daß der ungläubige Biedermann, den der Gedanke an den alles beherrschenden Zufall, an die Zwecklosigkeit des Daseins*) und an das hinter den trügerischen Erscheinungen gährende Nichts zur Verzweiflung bringen

*) „Alle Ziele sind vernichtet.“ XII, 200. „Noch hat die Menschheit kein Ziel. Aber sagt mir doch, meine Brüder: wenn der Menschheit das Ziel noch fehlt, fehlt da nicht auch — sie selber noch?“ VI, 87.

müßte, gemüthlich und heiter mit seinen Kindern spielen kann, als wüßte er sie im Schutze eines himmlischen Vaters geborgen und des ewigen Lebens sicher. Aber den klar und folgerichtig Denkenden und beharrlich Grübelnden macht der Atheismus verrückt. Zunächst durch die beständige Mißhandlung des Kausalitätsbedürfnisses. Die Welt ohne zureichenden Grund! Die Materie Entstehungsgrund des Geistes! Unsinn! Nur ein bewußter Geist kann Entstehungsgrund der Menschengeister sein, und zwar einer, der größer ist als sie alle zusammengenommen, nach dem auch von Nietzsche erwähnten Gesetz der Mechanik, daß keine Triebkraft voll in Arbeit übergeht, weil beim Übergang allerlei Reibungen einen Teil verschlingen. Der Widersinn schwindet nur dann, wenn man annimmt — und diese Annahme hat Nietzsche zuletzt gewagt —, daß die Welt von Ewigkeit so gewesen sei, wie sie heute ist; dann ist diese Welt *causa sui*, wie nach der Annahme des Theismus Gott *causa sui* ist; die bewußten Menschengeister sind dann nicht geschaffen oder entstanden, sondern immer dagewesen und werden in den neuen Leibern, die an die Stelle der verstorbenen treten, wiedergeboren; von Entwicklung, Kant-Laplacischer Theorie, Darwinismus kann dann natürlich keine Rede mehr sein. Aber dieser Annahme widersprechen die geologischen Thatsachen; im Zeitalter der Riesensaurier haben keine Menschen auf Erden gelebt. Und zur Mißhandlung des Erkenntnistriebes gesellt sich die des Gemüths und der sittlichen Triebe; diese fordern Glückseligkeit und die dereinstige Wiederherstellung der auf Erden so vielfach verletzten Gerechtigkeit. Für den Denkräftigen, den nicht eine nach außen gerichtete Thätigkeit des Grübelns überhebt, giebt es bei dem heute erreichten Grade und Umfange der Welterkenntnis nur eine Philosophie, die ihn vor Verzweiflung und Wahnsinn bewahren kann, das ist die des Theismus und des Unsterblichkeitsglaubens, die ihn die Vollendung und Berichtigung des unvollkommenen Erdendaseins im Jenseits hoffen lehrt. Ist er durch diese gläubige Hoffnung einmal beruhigt, dann sieht er wohl auch schon im Diesseits mehr Schönheit und Vernunft und weniger Häßliches und unvernünftigen Zufall als die Nietzsches. Vieles freilich wird auch ihm nicht gefallen, und der „große Ekel“ an den „viel zu Vielen“ wird ihn manchmal anwandeln, mag er sie in Masse auf einem großstädtischen Bahnhofe beisammen sehen und — riechen oder jeden einzeln beschauen. Aber damit wird eine gesunde Natur wohl auch ohne Philosophie fertig. Sie hat dagegen drei Mittel. Man arbeitet durch fleißige Gewährung leiblicher und geistiger Hilfe daran, ein Paar von den Häßlichen ein wenig schöner zu machen; man gewöhnt sich daran, das Gewimmel der Unvollkommenen, der komischen Käuze, humoristisch zu betrachten; und man bedenkt, daß man selbst wahrscheinlich manchen andern ebenso schlecht gefällt, wie diese uns gefallen. Will man aber sich selber los werden und die Welt entweder anders haben, als sie Gott geschaffen hat, oder gar nicht, so ist das die Überschreitung der Grenzen der Geschöpflichkeit, die die frommen Griechen

als titanische Hybris über alles scheuten.*) Einen solchen Titanen hat Goethe im Faust gezeichnet (daß er ihn dem verdienten Fegefeuer entweichen läßt, ist durch Gretchens Fürbitte schlecht genug motiviert), aber er selbst ist, wie Nietzsche einmal ganz richtig sagt, kein Faust gewesen; er hat wohl faustische Anwandlungen und Stimmungen durchgemacht und sich daher ganz gut in die Seele eines solchen Übermenschen zu versetzen vermocht, aber daß er diese Anwandlungen überwunden, kein Übermensch geworden ist, das mindert seine Größe nicht; im Gegenteil, das echte Genie bewährt sich eben dadurch, daß es nicht überschnappt. VI, 124 läßt Nietzsche seinen Zarathustra sagen: „wenn es Götter gäbe, wie hielte ichs aus, kein Gott zu sein!“ Dieses frevle Wort wird er ihm wohl bloß in den Mund gelegt haben, wie Goethe dem Faust den großen Fluch. Sollte es ihm aber Ernst damit gewesen sein, dann, ja dann wäre er schon wahnsinnig gewesen, als er das schrieb.**)



Frühlingstage am Garigliano

(Fortsetzung)



Das Viristhal von Sora abwärts hat schon vor vierzig Jahren in Ferdinand Gregorovius einen begeisterten Schilderer gefunden (Wanderjahre in Italien, 2. Band). Wir waren gespannt, ob wir noch dieselben Verhältnisse antreffen würden, die der Geschichtsschreiber des mittelalterlichen Roms mit klassischer Anmut dargestellt hat.***) Der Charakter der Landschaft war zu unsrer Freude derselbe

*) Wie wunderbar fromm sind Sokrates und Xenophon! Und noch Paulus findet die Athener *δειδαίμονες* als die übrigen Menschen. Man thut den Griechen sehr unrecht, wenn man das mit „abergläubischer“ übersetzt; ihre aufrichtige Scheu vor der Verletzung der göttlichen Mächte durch Frevel und Eidbruch hat über der Frömmigkeit unsrer heutigen Durchschnittschriften gestanden.

**) Von der Nietzschesliteratur habe ich wenig gelesen. Von diesem wenigen ist das bedeutendste: Friedrich Nietzsche. Ein Lebensbild von Hans Galkwitz. Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1898. Ein sehr empfehlenswertes Büchlein! Der Verfasser verehrt Nietzsche, würdigt und kritisiert ihn aber von einem Standpunkt aus, der dem meinen benachbart ist.

***) Über Gregorovius habe ich seinerzeit in den Preussischen Jahrbüchern (1897, Oktoberheft S. 10) ein Urteil von F. Gothein gelesen, das mich frappirte. Er sagt: „Ich habe es oft mit Bedauern gesehen, wie selbst Hochgebildete Burckhardts Werk »Die Kultur der Renaissance« als zur Einführung zu schwer erklärten und sich an das gleichmäßig schwungvolle Pathos von Gregorovius, das doch im Grunde ein schlechter Stil ist, hielten.“ Ich bedaure, daß dieses Urteil aus der Feder des feinsinnigen Kulturhistorikers geflossen ist, denn es ist ungerecht und